



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zabel, Eugen: Berliner Salonleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Berliner Salonleben

Von Eugen Fabel



it Recht genießt Berlin den Ruf, eine der gastfreiesten Städte der Welt zu sein und einen geselligen Verkehr zu entfalten, der an Reiz und Mannigfaltigkeit nirgends übertroffen wird. Der schüchterne Provinziale, der mit leichtem Gepäck und schweren Sorgen zum ersten Male in unsern Hauptstraßen dem Strom der Menge folgt und sich nach einem neuen Wirkungskreis umsieht, empfindet das ebenso lebhaft wie der verwöhnte Ausländer, der im Automobil nach seinem Brunnhotel fährt und mit einflußreichen Empfehlungen ausgestattet ist. Wer tüchtig vorwärts strebt und sich auf irgendeinem Gebiet auszeichnet, darf darauf rechnen, daß dort, wo er Verständnis und Förderung gefunden hat, auch die Türen zu den Familienzimmern sich ihm gastlich öffnen. An das Märchen von der steifen Ungemütlichkeit Berlins, das früher im Auslande gern verbreitet wurde, glaubt schon lange niemand mehr. Unser Gesellschaftsleben hat sich immer weitere und angenehmere Kreise zur Aufnahme alles dessen gebildet, was sich aus der Flut des Alltäglichen bemerkenswert hervorhebt, und bleibt in der Kunst, nicht nur an Tisch und Teller, sondern auch an Geist und Gemüt zu fesseln, hinter keiner anderen Weltstadt zurück.

Wir dürfen es uns als besonderes Verdienst anrechnen, zu dieser Höhe der Geselligkeit gelangt zu sein. Denn das Talent, sich an innerlich verwandte Menschen anzuschließen, eine anmutige Plauderei zu spinnen und ungezwungen aufeinander Rücksicht zu nehmen, ist uns nicht wie manchen anderen Völkern angeboren. Das Verbindliche und Gefällige in den Umgangsformen der Franzosen und Italiener, die immer bemüht sind, sich von der angenehmsten Seite zu zeigen, ohne dabei den Kern ihres Wesens zu verraten, ist uns von der Natur aus nicht geläufig. Auch die Gemütlichkeit einer Unterhaltung im englischen „home“, wenn sich die Gäste um das flackernde Kaminfeuer versammeln, war schon lange sprichwörtlich, bevor wir diesem Beispiel zu folgen suchten. Der Russe ruft in seinem Gastzimmer dem Deutschen, wenn der Tisch gedeckt ist, immer erst die Worte: „Bitte, ohne Umstände!“ zu, damit er aus seiner Zurückhaltung heraustrete und sich ganz wie zu Hause fühle. Wir schätzen vor allem die Treue der Freundschaft, die den Menschen so zeigt,

wie er sich aus dem Grund seiner Seele vertrauensvoll und offen erschleßt, und den Mut der Persönlichkeit, die von ihrer Eigenart nicht abweichen will und sich dabei bis zur äußersten Schärfe behauptet. Die Mitte zwischen diesen beiden Gegensätzen, alles, was auf einem ungezwungenen Nehmen und Geben von geistiger Anregung, von Verstehen und Dulden fremder Ansichten beruht, wird bei uns erst durch langjährige Übung und Erfahrung erreicht. Aber Berlin hat auch auf diesem Gebiet allmählig eine unbestrittene Meisterschaft erlangt. Die Kreise, die sich um kluge und interessante Frauen sowie um Männer von geistiger Bedeutung bilden, haben es zu großem Ansehen gebracht und bemerkenswerte literarische Wirkungen hervorgerufen. Sie stehen mit dem unaufhaltsamen Werden und Wachsen unserer Stadt in engstem Zusammenhang und ihre Entwicklung weist eine Anzahl leuchtender Punkte auf, bei denen wir gern verweilen, um mit hervorragenden Menschen Grüße auszutauschen.

Was wir heute einen Salon nennen, haben die Franzosen während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris geschaffen. Als der Hof sich nach Versailles zurückzog, begann die bürgerliche Gesellschaft in der Stadt, die damals für den Geschmack von ganz Europa maßgebend war, sich in ihrer Selbständigkeit zu fühlen und eine öffentliche Meinung zu bilden. Gaben früher Geburt und Besitz den Ton an, so übernahmen jetzt Geist und Talent die Führung für weite Kreise, die dadurch in ihren Gedanken und Empfindungen von Grund aus umgewandelt wurden. Eine Anzahl eigenartig gebildeter Frauen schufen in ihrer Häuslichkeit neben- und nacheinander Sammelpunkte für Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, die sich über Tagesereignisse mit einer Freiheit und Schärfe aussprachen, wie man es früher nicht kannte. Das Ungezwungene und Liebenswürdige der Formen, die sich dabei entwickelten, vereinigten Einheimische und Fremde zu einer gleichgestimmten Gemeinde. Ein Zündstoff von Sprit, der von einem zum andern übersprang, erzeugte ein Kreuzfeuer glänzender Einfälle. Ein Vierteljahrhundert lang war Madame Geoffrin die Königin des Salons, den sie bei ihren Mittag- und Abendgesellschaften mit meisterhaftem Takt beherrschte. Bürgerlicher Herkunft, vielseitig angeregt, wohlhabend und wohlthätig, einflußreich und fördernd, wo sie sich irgendwie nützlich machen konnte, abends immer zu Hause, gewann sie jeder freien, selbständigen Begabung die Anerkennung und Teilnahme jener aristokratischen Kreise, die sich solange vor Leuten ohne Titel und Orden vorsichtig abgeschlossen hatten. Sie verstand es im Verkehr ihrer Freunde die Unterhaltung auf bestimmte Ziele hinzulenken, sie nach Belieben anzufeuern und zu dämpfen, weiter zu führen, abzubrechen und aufs neue in Schwung zu bringen. Man beleuchtete die Dinge von den verschiedensten Gesichtspunkten, befolgte dabei aber immer den Grundsatz Voltaires, daß man langweilig wird, wenn man alles sagen will. Ihr Salon wurde viel bewundert, beneidet und sogar auf der Bühne in dem Lustspiel „Le bureau d'esprit“ harmlos verspottet. Um den Hausherrn, einen früheren Oberst der Nationalgarde, der sich zu einem

tüchtigen Geschäftsmann entwickelte, kümmerte sich dabei niemand. Er stand ganz im Schatten seiner Frau und einzelne Gäste wußten gar nicht, wer er war. Als man sich teilnehmend nach dem alten bescheidenen Herrn erkundigte, der sich an seinem gewohnten Platz bei Tisch nicht mehr sehen ließ, sagte Madame Geoffrin: „Das war mein Mann! Er ist gestorben.“

Um eine solche Rolle in der Gesellschaft zu spielen, brauchte man weder jung noch hübsch, weder hochgeboren noch reich zu sein. Die Marquise du Deffand war eine Greisin und schon seit dreißig Jahren erblindet, als sich in ihrem Salon die ersten Persönlichkeiten ihrer Zeit begegneten und kein Sieger oder Besiegter, sondern nur gleichwertige ritterliche Streiter auf diesem Kampfplatz der Geister zu finden waren. Mit dem Geschick eines amerikanischen Prärier Reiters, der seinen Lasso schwingt, fing sie die Berühmtheiten von Paris ein, eröffnete mit Besuchen, Briefen, Fragen sowie einer eigentümlichen Mischung von Schmeichelei und Widerspruch einen wahren Sturm auf sie und ruhte nicht eher, als bis sie ihre Freunde geistig förmlich ausgepreßt hatte. Die Marquise du Deffand besaß einen wahrhaft männlichen Geist voll tiefer Bildung, der alles auf die kritische Goldwaage legte, um festzustellen, wo die Unterschiede zwischen dem Echten, dem Nachgeahmten und dem ganz Wertlosen im Bereich des geistigen Schaffens lagen. Statt des erloschenen Augenlichts besaß sie in der Literatur und Philosophie ihres Jahrhunderts ein überaus feines Sehvermögen. Aus ihrer Schule ging Fräulein de l'Espinaffe hervor, die mit ihrer Erscheinung niemanden gefesselt hätte, wenn sie weniger klug und unterrichtet, schlagfertig und verbindlich gewesen wäre. Ihre Wohnung war höchst bescheiden eingerichtet und Tafelfreuden konnte man bei ihr nicht erwarten. Schon als sie bei ihrer Meisterin als Gesellschaftsdame wohnte, stiegen hohe Offiziere, Staatsmänner, Geistliche, Männer der Kunst und Wissenschaft zu ihr in die Dachstube hinauf, um von ihrer Plauderkunst zu naschen. Als sie sich später selbständig machte, erfuhr man bei ihr alles, was sich auf dem Gebiet der Politik und Philosophie, des Theaters und der Literatur ereignete. Sie wirkte mit ihrem Geist und Temperament wie heute eine gut redigierte und reichhaltige Tageszeitung. Auch bei ihr gab es einen ernstgehaltenen Leitartikel, ein flottgeschriebenes Feuilleton, Korrespondenzen aus dem In- und Ausland und eine Ecke für hübsch zurechtgemachten Stadtklatsch. Fräulein de l'Espinaffe glich in Wahrheit einer elektrisch geladenen Leydener Flasche, die bei jeder Berührung zu knistern und Funken zu sprühen anfing. Ahnten diese liebenswürdigen Männer und Frauen, daß sie mit ihren geist-sprühenden Betrachtungen und Zwiegesprächen, ihren treffenden Wizen und böshaftern Anekdoten in die Pariser Gesellschaft die ersten Funken warfen, aus denen später die gewaltige Flamme der französischen Revolution aufschlugen und die Welt erschrecken sollte?

Diesem Pariser Vorbild folgten die Salons, die sich vor hundert Jahren während der sogenannten Genialitätsperiode in Berlin bildeten. Ihre Führerin war die zierliche dunkeläugige Rachel Levin, die Frau Barnhagens von Ense,

der alles beschnüffelte, belauschte und beschrieb, sobald er in der preussischen Hauptstadt etwas Interessantes gewittert hatte. Sie selbst war nur in ihren Briefen und Gesprächen schöpferisch. Mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme mußte sie so klug zu plaudern, mit ihren beredten Mienen so spannend zu schweigen, so anregend zuzuhören! Ihr Seelenleben war so empfindlich und beweglich wie die Quecksilberfäule eines Barometers, die ebensogut Sonnenschein und Wärme wie Sturm und Regen verkündet. Sie war einem beständigen Temperaturwechsel unterworfen und übertrug diese Stimmung auch auf ihre Umgebung. In dem unaufhörlichen Spiel ihrer Laune lag die Wärme des Gemüts neben der Bitterkeit der Ironie, der leicht hingeworfene Spaß neben den Eingebungen tiefer Weisheit. Etwas Prophetisches und Phantastisches gab ihrem starkgeistigen Wesen eine seltsame Weihe. Damit bannte sie jeden, an dem sie Gefallen fand, in ihre Kreise und spielte auf den Empfindungen der Menschen wie ein Künstler auf den Saiten seines Instruments. Sie war die „liebe Kleine“ des genial überschäumenden, blonden, blauäugigen Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, den Fontane als „Liebling der Genossen“ und „Abgott schöner Frauen“ in seinem frühen Heldentod so schön besungen hat. Alexander von Humboldt, der große Naturforscher jener Tage, erzählte ihr von seiner Besteigung des Piz von Teneriffa und des Chimborasso und sein Bruder, der Staatsmann Wilhelm, von seinen Sprachstudien und Beziehungen zum Dichterhof von Weimar. Ludwig Tieck ließ die Flackerlichter seiner Märchen- und Zauberpoesie vor ihr tanzen und führte sie in die Geheimnisse des altenglischen Theaters ein. Im Vorzimmer legten bei ihr Generäle ihre Degen, Diplomaten ihre Dokumentmappen, Professoren ihre Kolleghefte, Damen aus allen Ständen ihre kostbaren Mäntel ab. Die Räume ihrer Wohnung, die solange in der Mauerstraße, mit dem Blick in die Französische Straße, erhalten blieb und erst jetzt dem Neubau der Deutschen Bank weichen muß, waren von einem Abglanz der Unsterblichkeit durchleuchtet. Heinrich Heine, der in seiner poetischen Bedeutung von ihr voll gewürdigt wurde, nannte sie abwechselnd die „liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele“ und die „geistreichste Frau des Universums“. Ihr ganzes Denken und Sinnen stand unter dem Zeichen Goethes, dessen alles überragende Größe sie zu einer Zeit klar erkannte, als Unverstand und Neid sein Bild noch vielfach zu trüben versuchten. Dieser felsenfeste Glaube an den Dichter, der für sie eine Offenbarung bedeutete, gab ihrem Leben einen Zug von Größe, Wahrhaftigkeit und Güte, der auch die kleinen Münzen der Unterhaltung vergoldete und zu wertvollen Andenken an das still geheimnisvolle Walten ihrer Persönlichkeit stempelte.

Daneben huscht ein wunderbar reizvolles Naturkind, blendend wie ein vom Himmel herabgefallenes Meteor und dann wieder voll lieblicher Verträumtheit und Schwärmerei, durch die Räume ihrer Wohnung und erfüllt sie mit dem erquickenden Waldduft ihrer Persönlichkeit — Bettina von Arnim. Sie scheint aus einem Schäferidyll längst zurückliegender Zeiten in das moderne

Stadtleben hinübergesprungen zu sein und sich verlegen und scheu umzusehen, als ob sie fragen wollte, weshalb die Menschen denn so ganz anders wie sie sind. Sie sitzt in Frankfurt zu den Füßen von Goethes Mutter und bringt dem Weisen von Weimar eine so glühende Leidenschaft entgegen, daß dieser mit ernster Jupiterniene solchem Überschwang Gehalt gebieten und sich schließlich sogar auf sein Hausrecht berufen muß. Um die Briefe und Gespräche, die sie mit Goethe lose verbanden, läßt sie ein tropisches Ranken- und Blütenwerk freier Phantasien in dem schönen Buch emporschließen, in dem sie sich, obwohl Gattin und Mutter, immer als Kind fühlt und dem Einzigen, Gewaltigen als ihrem Erwecker, Befreier und Geliebten im Licht romantischer Verklärung ein Denkmal errichtet. Und als Dritte Charlotte Stieglitz, die liebliche und nach Liebe dürstende, stolze, unglückliche Frau, die aus dem mittelmäßigen Dichtertalent ihres Mannes ein großes Schaffen hervorzubringen wollte, indem sie sich in wahnwitzig rührender Überspanntheit selbst den Tod gab. In ihrem weißen Schlafgewand im Bette liegend stieß sie sich eines Nachts mit schrecklich ruhiger Überlegung einen Dolch, den sie sich als Braut gekauft hatte, mitten ins Herz. Diese in romantischer Überhitzung ausgeführte, furchtbare und völlig zwecklose Opfertat ließ sie in den Augen der Zeitgenossen als eine moderne Alceste erscheinen, die für ihren Gatten zum Hades hinabstieg. Der Berliner Salon hatte sich plötzlich in den blutbesleckten Schauplatz einer Tragödie verwandelt, wie man sie sich erschütternd nicht denken konnte. Aber ihre Spuren ver-
wischen sich wieder, sobald wir an das Haus von Henriette Herz, der Frau eines bekannten, philosophisch durchgebildeten Berliner Arztes denken, eine saubere, klare Frauenseele, in der sich Geist und Leben rein widerspiegelten, die Klugheit mit Güte vereint in ihrem lieben Gesicht ausdrückte, von Mirabeau bis Schiller eine Schar der erlesensten Geisteshelden in ihrer Plauderecke versammelte und Männern wie Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher und dem jungen Börne eine über die Freundschaft hinausstürmende Zuneigung einflößte.

In diesen Kreisen haben viele Ausnahmemenschen für die Entwicklung ihres Geistes und Charakters bleibenden Gewinn gezogen. Dankbar mußte man zu solchen Bildungshöhen emporschauen, denn dem Leben Berlins haftete damals in Meinungen und Sitten noch manches Beschränkte an, so daß Alexander von Humboldt von einer intellektuell verödeten, kleinen unliterarischen und dabei überhämischen Stadt sprechen konnte. Lange hatte sich Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands aufgeschwungen. Goethe und Schiller sind nur ein einziges Mal und auf kurze Zeit in Berlin gewesen, jener als jugendlicher Dichter des „Werther“, dieser ein Jahr vor seinem Tode. Aber schon begannen sich einflußreiche Kreise für die Freunde von Kunst und Wissenschaft zu bilden wie in dem Hause des reichen Bankiers Beer, dessen Söhne es später in der Welt zu hohem Ansehen bringen sollten: Wilhelm Beer, der auf seiner kleinen Privatsternwarte in Berlin wichtige Beobachtungen über die Beschaffenheit des Mondes und des Mars anstellte, Michael Beer, der Bühnendichter, Verfasser des

„Struensee“ und der Älteste und Berühmteste, Meyerbeer, Generalmusikdirektor der Berliner Oper, der von seiner Wohnung am Pariser Platz aus die Fäden seiner Erfolge über die ganze gebildete Welt spann. Dieser starkgeistige Hauch behauptete sich später in verschiedenen Berliner Häusern wie in dem von Franz Dunder in der Potsdamer Straße, wo so mancher Gelehrte, Bildhauer, Maler und Schriftsteller an den Donnerstagen ein gern begrüßter Gast war. Zu den Männern, die Frau Lina zu fesseln wußte, gehörte auch die Aufsehen erregende Erscheinung Ferdinand Lassalles, der als Volkstribun die Welt auf eine neue wirtschaftliche Grundlage stellen, zugleich als Gelehrter und Dichter glänzen und dabei das Leben eines abenteuernden Genußmenschen führen wollte. Der Vorkämpfer für die allgemeine Volksbeglückung, der dem Dunder'schen Hause schräggegenüber, Ecke Eichhornstraße, wohnte, ahnte bei seinen üppigen Dinern und geistigen Orgien damals gewiß nicht, daß er in einen romantischen Liebeshandel verwickelt werden und im Duell einen Tod finden sollte, der ganz außerhalb seiner sozialistischen Kämpfe und Träume stand. Die alte Genügsamkeit des Berliner Salons mit dem dünnen Tee, den schmalen Brötchen, der traulichen Klampfenstimmung, dem zugeknöpften Geheimratsstump hatte schon viel reichlicheren Ansprüchen an Küche und Keller, geschmackvoll eingerichteten Wohnungen und Persönlichkeiten Platz gemacht, die ihren Wert auch äußerlich betonten und an der Mode nicht mehr achtlos vorübergingen.

Seit dem gewaltigen Einheitskriege begann Berlin immer mehr Sammel- und Mittelpunkt für das geistige Leben von ganz Deutschland zu werden. Entscheidend war vor allem das amerikanische Tempo in der Zunahme der Bevölkerung. Als das sechzehnte Jahrhundert zur Reife ging, umfaßten Berlin und Cölln am Wasser ganze zwölftausend Einwohner. Diese Zahl war während des entsetzlichen Krieges, der Deutschland zerrüttete und eine ganze Generation in Rohheit und Barbarei heranwachsen ließ, auf etwas über sechstausend Seelen zusammengeschnitten, als der Große Kurfürst die Regierung antrat. Unter seinem Zepter vermehrte sich die Anzahl der Seelen um das Dreifache. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. erlebte ein Wachstum der Bevölkerung von 60000 auf 90000 Menschen, und als Friedrich der Große 1786 starb, war sie bei 145000 angelangt. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. verzeichnete man bereits 330000 und als König Wilhelm die Herrschaft übernahm, stand fast eine halbe Million Menschen am Ufer der Spree auf den Beinen. 1877 hatte Berlin die erste Million erreicht und begann dabei den Vergleich mit Paris und London herauszufordern. Aus einer Militär- und Beamtenstadt war ein stolzer Wuchs von Handel und Industrie, von Kunst und Wissenschaft, von Literatur und öffentlicher Meinung erblüht. Die Aussicht auf Erwerb und Besitz, die Steigerung des Verkehrslebens machten in den Provinzen eine Menge Kräfte frei, denen die werdende Weltstadt mit goldenen Träumen winkte. Die Vertiefung von Bildung und Geschmack führte zu einer erfreulichen Verfeinerung der Sitten und Gewohnheiten. Der gefährliche Über-

fluß der Gründerjahre und der wieder erwachende Sinn für das Kunstgewerbe erzeugten und befriedigten Bedürfnisse, an die man früher nicht gedacht hatte und die auch den freundschaftlichen Verkehr im Salon umgestalteten. Man wurde beweglicher bei der Berührung der einzelnen Stände und Berufsclassen, empfänglicher für neue Eindrücke, die überall auftauchten, und vertrauensvoller in der Art, wie man Gastfreundschaft übte. An gewissen Tagen begannen die Wohnungen einflußreicher Persönlichkeiten einem weitgezogenen Kreis von Freunden ohne weiteres offen zu stehen. Das Bild der Geselligkeit veränderte sich von Grund aus, durch die Beziehungen, die der freie Künstler- und Schriftstellerstand unterhielt und nach allen Richtungen ausstrahlen ließ. Alexander Freiherr von Sternberg tauchte als glänzende Erscheinung in den Berliner Salons auf, um in ihnen Studien für seine Romane zu machen, in denen er das Leben vornehmer Häuser mit den Zeitfragen so lebendig und geistreich zu verbinden wußte. Karl Gutzkow schuf in dem „Nebeneinander“ seiner „Ritter vom Geist“ ein kaum noch übersehbares Kulturgemälde mit Berlins und Preußens aufsteigendem öffentlichen Leben im Hintergrunde. In der Ecke der Tauben- und Charlotten-Straße hatte der wunderbarste aller Berliner Erzähler, C. T. A. Hoffmann, gewohnt und von hier den Weg zur Weinstube von Lutter und Wegner gefunden, wo sein Freund, der geniale Schauspieler Ludwig Devrient, auf ihn wartete. In den beiden „Konditoreien“ von Spagnapani, Unter den Linden, wo später das Dresselische Restaurant eröffnet wurde, und Stehels, dessen Spur in der Charlotten-Straße, gegenüber dem Schauspielhause, ganz verwischt ist, saßen die Schriftsteller und Gelehrten, die Politiker und Journalisten über ihren Zeitungen. Sie sammelten den Stoff der öffentlichen Meinung, der im Verkehr mit Frauen ausgefeilt und geschliffen wurde.

Diese neue Art der Geselligkeit fand in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre einen charakteristischen Ausdruck in den Montagsabenden bei Ernst Dohm, die sich während der Monate Januar und Februar einer besonderen Beliebtheit und Berühmtheit erfreuten. Der Herausgeber des „Kladderadatsch“ hatte es mit der Überlegenheit seines Geistes und der Schärfe seines Witzes verstanden, seinem Blatt als satirischer Spiegelung von Politik und Gesellschaft eine Bedeutung zu sichern, die von keiner anderen Zeitschrift dieser Art erreicht oder gar übertroffen wurde. Wie man jede Nummer mit dem verschmitzt lachenden Gesicht auf dem Titel in der Erwartung eines wirkungsvollen „Schlagers“ in die Hand nahm, so übte auch die Persönlichkeit Dohms mit der eigentümlichen Mischung von Verbindlichkeit und Ironie, Würde und Ungezwungenheit auf seine Umgebung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Seine Frau erschien mit ihren dunkeln, träumerischen Augen in dem schmalen blassen Gesicht, der bescheidenen altmodischen Weise, sich zu kleiden, der milden ruhigen Art, sich in Sprache und Benehmen zu geben, wie eine Märchen-erzählerin aus längst verflossener Zeit. Mit einem Lustspiel eroberte sie sich damals das Berliner Schauspielhaus und wurde eine glänzende, spottlustige

Vorkämpferin der Frauenbewegung. Die vier Töchter von Hedwig Dohm waren damals gerade herangewachsen, jede in Erscheinung, Denkweise und Charakter gleich interessant und doch von Grund aus verschieden.

Diese Montage bildeten eine gesellschaftliche Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Berlin, den Zeiten des „tollen Jahres“, aus denen der „Kladderadatsch“ hervorgegangen war, und der modernen Weltstadt. Alt und jung betrat das Haus in der Potsdamer Straße nahe der Brücke, das schon längst einem Neubau gewichen ist, in erwartungsvoller und gehobener Stimmung. Die Treppen ächzten unter den Füßen, wenn man die drei Stockwerke zu der Wohnung emporstieg, die wahrlich nichts Überflüssiges oder Luxuriöses enthielt und durch die Zimmer eines befreundeten Nachbarn für diese Empfangsabende erweitert wurde. Die Kleiderablage war so beschränkt, daß sich die Überzieher der Herren an den Wandhaken zu riesigen Ballen aufbauschten, unter denen es manchmal nicht leicht war beim Nachhausegehen sein Eigentum herauszufuchen. Die Zahl der Besucher erreichte gelegentlich eine solche Höhe, daß einige von ihnen im Vorzimmer wie eingekleilt standen. Die Korridortür ließ sich dann nur schwer nach innen öffnen und man mußte vorsichtig sein, um den Drücker einer europäischen Berühmtheit, die in diesen Engpaß geraten war und weder vorwärts noch rückwärts konnte, nicht in den Rücken zu stoßen.

In diesem Hause verschwanden alle Unterschiede des Standes und Besitzes, des Alters und der Jugend, der geistigen Bedeutung und der natürlichen Vorzüge von Schönheit und Anmut vor der „Sitten Freundlichkeit“, die im beständigen Wechsel von interessanten Persönlichkeiten die Räume an frostigen Winterabenden in geradezu einziger Weise erwärmte. Es blieb allen ein Rätsel, wie in dieses fortwährende Gewirr und Gewühl um die neunte Stunde plötzlich Ordnung und Ruhe hineinkamen. Die Gäste, die sich solange stehend unterhalten hatten, fanden an kleinen schnell hereingetragenen Tischen Platz, bedienten die Damen, und während die Teller klapperten und die Gläser klirrten, entwickelte sich in der ungezwungensten und angenehmsten Stimmung eine Unterhaltung, die keinen Augenblick stockte oder schwerfällig wurde, sondern wie auf der Wand einer Kinematographenbühne immer neue Bilder schnell vorüberziehen ließ. An diesen Dohmschen Montagen feierten Geist und Schönheit wirkliche Triumphe. Die Gäste bewegten sich im Gefühl völliger Freiheit und Unabhängigkeit. Niemand dachte daran, Einfluß oder Förderung durch diese Besuche in Anspruch zu nehmen. Man erschien in diesen schlicht bürgerlichen Räumen, weil man sich von dem Austausch der Meinungen und der Begegnung mit interessanten Menschen mit Recht eine Fülle geistiger Anregung versprach.

Diesem Beispiel folgten andere Schriftsteller, die sich damals auf der Höhe ihres Schaffens und ihrer Erfolge befanden. Friedrich Spielhagen zeigte sich auch an seinen Gesellschaftsabenden als der schneidige Kavalier, Freund des Komforts und der interessanten Gesellschaft, der aus seinen Romanen zu

uns spricht, Julius Stettenheim als der unermüde scherzende Vater des „Wippchen“, Paul Lindau als ein wirklicher Gesellschaftskünstler, dem es stets gelang, die verschiedensten Gruppen in einen Fluß von Gemütlichkeit zu bringen, der oft erst am frühen Morgen wieder ablutete. Julius Wolff, der Dichter des „Rattenfängers“, stand in engen freundschaftlichen Beziehungen zu den bildenden Künstlern, die in dem gastlichen Heim von Ludwig Pietsch den Hausherrn als wohlwollenden, hilfsbereiten Freund und Kenner des schönen Scheins, sowie als modernen Odysseus verehrten, wenn er nach glücklicher Beendigung seiner Weltfahrten sich wieder an seinen Schreibtisch setzte und als L. P. das Urteil des Publikums in entscheidender Weise bestimmte.

Den Künstlern standen große prächtige Räume, für deren Ausschmückung sie durch ihre Schöpfungen selbst am besten sorgten, ein beständig wechselnder Kreis von Könnern, Kennern und Gönnern sowie von weiblicher Anmut und Würde in allen Abstufungen zur Verfügung. Der gefeierte Porträtmaler Gustav Richter, Anton von Werner und Paul Meyerheim zogen durch ihre klugen, weltgewandten Frauen Berühmtheiten von fern und nah an. Wer denkt nicht an die gesellschaftlichen Feste, denen die herrlichen Räume von Meister Reinhold Vegas' Wohnung in der Stülerstraße durchrauscht wurden, oder die Besuche in seinem Atelier, das mit den Schöpfungen seiner Phantasie und seines Meißels einem kostbaren Museum gleich! Neben dem Genie des Bildhauers, der die Straßen und Plätze Berlins mit seinen edelsten Eingebungen schmückte, waltete hier ebenfalls die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit von Frau „Grete“, die jeden Gast persönlich zu behandeln und in ihm die holde Täuschung hervorzurufen wußte, als ob dieses reiche Aufgebot von Geist und Lebensfreude eben nur zu seinem persönlichen Wohlbefinden erdacht und durchgeführt sei. Bei dieser Unterhaltung gab jeder ungefähr so viel, wie er empfing, und in diesem Konzert von Meinungen und Temperamenten waren die weiblichen Stimmen in der glücklichsten Weise besetzt. Zur höchsten Vollenbung und Pracht steigerte sich das Berliner Salonleben an den Empfangsabenden der lebensfreudigen, musikalisch hochbegabten Fürstin von Bülow im Palais des Reichskanzlers, dessen Räume mit so mustergültigem künstlerischen Geschmack umgestaltet waren, daß man glauben konnte durch einen alten italienischen Palazzo zu schreiten, während der Geist des großen deutschen Einigers über der auserlesenen Blüte von Geselligkeit schwebte und ihr eine geschichtliche Bedeutung verlieh.

Wenn Rückert mit seinem Spruch: „Gesellschaft braucht der Tor und Einsamkeit der Weise“ recht hätte, würden wir Berliner in einer der törichtesten Städte der Welt leben, denn von dem Fallen der Blätter im Herbst bis zum Sprießen des frischen Grüns im Frühling sind unsere Salons gastlich geöffnet. Die Achtung vor dem Fleiß und Talent bildet den Grundton unserer Geselligkeit, bei welcher der eine den andern zu übertreffen sucht. An Freundlichkeit und Entgegenkommen, Reichtum des Gebotenen in geistiger und materieller

Beziehung, Mannigfaltigkeit der ab- und zuströmenden Persönlichkeiten, in denen wir alte Bekannte wiederfinden oder neue Freundschaften schließen, sucht der Verkehr in unsern Salons seinesgleichen. Nur in einem Punkt machen wir uns das Leben unnütz schwer und haben gewisse Unbequemlichkeiten noch nicht ganz überwunden.

In allen anderen Weltstädten sind die Grenzen zwischen Arbeit und Vergnügen, den Berufsstunden und Mahlzeiten für jedermann genau und gleichmäßig gezogen. Bei uns werden diese Schranken jedoch willkürlich hin und her geschoben. Wer mit den Lebensgewohnheiten seiner Bekannten nicht genau vertraut ist, muß immer erst genau überlegen, ob ihnen sein Besuch willkommen oder störend ist. In jeder anderen Metropole setzt man sich um ein Uhr zum zweiten Frühstück und um sieben Uhr zum Mittagmahl an den Tisch. Diese Regel wird so genau beobachtet, daß man während der Zwischenzeit in den französischen Speisehäusern nur unter erschwerenden Umständen einen Gang und in London während gewisser Stunden am Sonntag überhaupt nichts zu essen bekommt. In Berlin herrscht dagegen in dieser Beziehung der Grundsatz Friedrichs des Großen: jeden nach seiner Fassung selig oder vielmehr satt werden zu lassen. Überall raucht der Schornstein zu verschiedenen Zeiten, bei dem Professor A. um halb zwei Uhr, wenn er von der Universität kommt, beim Kommerzienrat B. um drei, bei dem Architekten C., der sich eine Unterbrechung seiner Arbeit früher nicht gestattet, um vier, bei Müller und Schulze, die vorher schnell ein Beefsteak oder Kotelett zu sich genommen haben, vielleicht erst um fünf oder sechs. Wer zum ersten Male nach Berlin kommt und seine Besuchsreise macht, kann es erleben, daß dienende Geister ihn während der ganzen Zeit an der Tür mit der Bemerkung empfangen; die Herrschaften seien gerade bei Tisch. Er ringt dann wohl nach Fassung, wenn so viele Mühe umsonst vertan und er lieben Menschen überall in die Suppe gefallen ist.

Bis zum französischen Kriege aß man in Berlin ungefähr um zwei Uhr gleichmäßig Mittag. Das galt vom preussischen Königshof bis zu einfach bürgerlichen Familien. Seitdem ist die Hauptmahlzeit immer weiter, mit verschiedener Beschleunigung hinausgerückt und in vielen Fällen sogar auf den Abend verlegt worden. Dadurch sind viele alte Gewohnheiten umgestürzt, ohne daß man sie durch feststehende neue Gebräuche ersetzt hat. Die meisten speisen später als gewöhnlich, wenn sie eingeladen sind oder Gäste bei sich sehen. Mancher hat bereits vorher gegessen und kränkt die Hausfrau, wenn er ihren Gaben nicht fleißig genug zuspricht. Ein anderer erscheint wieder zur festgesetzten Stunde so hungrig, daß er bei Tisch mehr an seinen Magen als an die schöne Nachbarin denkt, für deren Unterhaltung er sorgen soll. Karl Gutzkow entwickelte einmal scherzhaft den Gedanken, daß wir deshalb keine Nationalbühne haben, weil wir gegen halb neun Uhr abends, wenn sich die Peripetien der Dramen entwickeln, plötzlich Hunger bekommen und statt des Bratens mit unbewußter Verwechslung der Gegenstände Dichter und Schauspieler zerfleischen.

Die Sache klingt komisch, hat aber in Wirklichkeit auch ihre ernste Seite. Man beachte nur die Zuschauer in den Zwischenakten, wie sie sich auf belegte Brötchen stürzen, während die Stimmung eines Bühnenwerks in ihnen nachzittern soll. Shakespeare läßt seinen Menenius Agrippa im „Coriolan“ die treffende Bemerkung machen: „Wer Mittag gegessen hat, ist milde.“ Unser Appetit zur un rechten Zeit vermindert unsere Aufnahmefähigkeit und macht unser Urteil oft lieblos und ungerecht.

In jüngster Zeit hat man Versammlungen zur Besprechung der Frage abgehalten, wie man einen breiteren Fremdenstrom nach Berlin lenken und welche Mittel man anwenden könnte, um ihnen einen längeren Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Von denen, die sich zu Worte meldeten, hat keiner daran erinnert, wie unbequem die Verschiedenheit unserer Tageseinteilung für unsere Freunde aus der Provinz und die fremden Gäste ist. Wer London kennt, erinnert sich an das charakteristische bunte Leben auf den Promenaden-, Reit- und Fahrwegen des Hydeparf. Dem Pariser ist der Anblick des Bois de Bologne mit den eleganten Kavaliern hoch zu Roß und den verführerischen Frauenerscheinungen in den Equipagen und Automobilen ein unentbehrliches Lebensbedürfnis. Ebenso hängt der Römer an seinem Monte Pincio und der Petersburger an seinem Newski Prospekt mit den wechselnden Bildern, die zu bestimmten Tageszeiten an seinen Blicken vorbeiziehen. Warum haben wir in Berlin noch immer keinen Korso? Die wundervollen Anlagen des Tiergartens und Kurfürstendamms bis zu den Wald- und Villengegenden des Grunewalds fordern zu einer solchen Veranstaltung mit der damit verbundenen glanzvollen Entfaltung unseres gesellschaftlichen Lebens geradezu heraus. Aber wir kennen diese Sitte ebensowenig wie das, was die Franzosen „flanieren“ nennen, das gemächliche, gemüthliche, absichtslose Spaziergehen, wobei man stehen bleibt, um mit einem Freunde zu plaudern oder ihn eine Strecke zu begleiten, die Ausschmückung eines Schaufensters zu betrachten, ein schönes Gegenüber zu grüßen oder den Himmel zu befragen, ob er Regen oder Sonnenschein senden werde. Die gemeinsamen Wagenfahrten werden bei uns immer nur künstlich an einzelnen Tagen und zu bestimmtem Zweck ins Leben gerufen, haben sich aber als regelmäßige Gepflogenheit nicht einbürgern lassen. Das ist auch leicht begreiflich, solange die Muße des einen den Pflichten des andern in die Quere kommt, ein Teil der Gesellschaft sich zerstreuen will, während der andere zu derselben Zeit Berufsjorgen mit sich herumträgt. Wieviel angenehmer wäre der lange Vormittag, der nur durch eine kurze Frühstückspause unterbrochen wird bis zu der Hauptmahlzeit zwischen sechs und sieben Uhr, mit der jeder sich für den übrigen Teil des Tages seiner Freiheit bewußt wird!

Wer spazieren geht oder fährt, will selbstverständlich sehen und gesehen werden. Man greift an schönen Tagen noch einmal so gern zu Hut und Stock, um im Frühling den Flieder blühen zu sehen und im Winter den frisch gefallenen Schnee unter den Füßen knirschen zu hören, wenn man auch seine

Freunde unterwegs weiß und sie an bestimmten Gegenden treffen kann. Der viel verspottete Herdentrieb der Menschen kommt dabei zu seinem guten Recht, denn neben der Einsamkeit des Dichters und Denkers hat auch die „sociabilité“, wie die Franzosen das Bedürfnis und Talent zur Geselligkeit nennen, seine anziehenden Seiten, die gepflegt werden müssen. Neuerdings scheint durch die Fünfuhrtees ein bestimmter Rhythmus in das Salonleben der Berliner zu kommen, aus dem sich dabei eine Anzahl neuer gesellschaftlicher Größen entwickeln. Diese Art von Zusammenkünften ist eigentlich aus den alten, so häufig verspotteten Kaffeegesellschaften hervorgegangen, verhält sich aber zu ihnen wie das elektrische Licht zu den Talgläsern, die alle zehn Minuten gepußt werden mußten. Unsere Damen haben nicht nur ihren Salon erweitert und verfeinert, sondern in den großen Hotels und den Teestuben unserer Warenhäuser eine ganz neue Zwischenstufe der Geselligkeit geschaffen, bei der man sich zwanglos näher tritt, kennen lernt und die Vorstudien der Freundschaft anstellt. Man sehnt sich von üppigen Gastmahlen, bei denen man stundenlang an den gedeckten Tisch gefesselt wird, nach leichterer Form der Aussprache, nach Bevorzugung der geistigen Kost vor dem verschwenderischen Aufwand von Speisen und Getränken. Dafür sprechen auch die Frauenklubs, die in Berlin ins Leben gerufen wurden und bereits so viel Erfreuliches nach verschiedenen Richtungen geschaffen haben. In diesen Vereinigungen findet sich manches gesellschaftliche Talent, das die Kunst der Pariser Salonköniginnen im achtzehnten Jahrhundert auf das moderne Leben überträgt und unserem freundschaftlichen Verkehr nach der Goetheschen Losung „Tages Arbeit, abends Gäste!“ immer mehr den Schluß der Vollendung zu geben vermag.



5)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Aber Mitte April kehrten die Dofotensfahrer heim, Boote, Sachten und Schiffer Jens Rasmussens Galeas. Und da hatte es ein Ende mit dem gemeinsamen Schneeschuhlaufen und den heimlichen Beratungen. Der Pfarrer war sich bald klar darüber, daß es nur ein mäßiges Vergnügen war, ohne Gesellschaft auf den schneebedeckten Abhängen herumzupurzeln. Und Jungfer Thorborg ward von all der Geschäftigkeit verschlungen, die die Ankunft der Fische verursachte. Wieder wimmelte das ganze Storsleter Gehöft von Menschen — von Männern, Frauen und Kindern, die Fische wuschen, Fische aufhängten und Fische im Freien ausbreiteten. Und da waren Berechnungen und Abschlüsse und Sortieren und Ralkulieren — und Sang und Lustbarkeit bis tief hinein in die hellen Nächte.